Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 137. Bromberg, den 13. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Außerordentlich verstimmt kletterte der Zugführer über die Trittbretter nach der Lokomotive hin und schrie etwas zum Tender hinüber. Der Zug fuhr rascher, ohne in Ijzenoord anzuhalten, und nahm mit höchster Geschwindigkeit seinen Weg nach Dordrecht.

Als der Zugführer zurückkam und gegen den Reisenden, der die Notleine gezogen hatte, kraft seines Amtes vorgehen wollte, saß Nathan Marius Duporc im Abteil 1. Klasse in einem vorsichtigen Gespräch mit Frau Menzel Polack, die noch immer nicht ganz bei sich zu sein schien.

„Gnädige Frau", hatte der Kommissar gefragt, „haben Sie Ihre Ringe und Ihren Schmuck irgendwo abgelegt?"

Sie hatte in dem Herrn mit den kurzgestutzten, roten Haaren den „Deutschen" aus dem Speisewagen wiedererkannt und fragte erst auf Deutsch:

„Was meinen Sie, bitte?"

Worauf Duporc sich rasch legitimierte und zur Antwort gab:

„Ich bin kein Deutscher, mein Name ist Duporc, Kriminalkommissar ... Ihnen fehlen Ihre Ringe und Ihre Boutons ..."

So wenig er sich darin getäuscht haben konnte, daß ein menschlicher Körper aus dem Zuge gefallen war, so gewiß war es, daß die kostbaren Schmuckstücke, die ein Kapital wert waren, dieser Dame fehlten.

Wie ein Mensch, der nur mühsam aus tiefem Schlaf zu sich kommt, sah sie auf ihre Finger, griff sie an ihre Ohren.

Noch immer schien sie nicht völlig bei Bewußtsein zu sein; sie murmelte etwas Unverständliches, und ihre Stimme klang, als sei die Zunge gelähmt:

„Aber was ist denn das? ... wo bin ich denn eigentlich ...?"

In diesen ungewöhnlich dramatischen Augenblick, den ein Filmoperateur mit Gold aufgewogen hätte, platzte plötzlich der Zugführer hinein!

„Haben Sie eine Fahrkarte Erster?" fragte er den Rotkopf, der Gespenster gesehen und wie ein Verrückter an der Notleine gezogen hatte ...

„Lassen Sie mich in Ruhe!" brüllte Nathan Marius ihn an. „Die Dame ist bestohlen, und das muß ich unverzüglich näher untersuchen."

„Das mag alles stimmen, guter Mann," entgegnete der Zugführer — mit dem mußte etwas nicht richtig sein, der litt zweifellos an einer fixen Idee, wenn er auch seine Erkennungsmarke bei sich trug, und wenn auch der andere Schaffner ihn zu kennen geglaubt hatte! — „Sie können meinetwegen so viel untersuchen, wie Sie wollen, wenn Sie mir nur erst mal Ihren Namen, Ihren Vornamen, Ihre Eltern, Ihren Geburtsort und Ihre jetzige Adresse nennen und gestatten wollen, daß ich Ihr Billett knipse. Na — bitte — keine Widerrede! Ich muß Meldung machen, daß die Notbremse gezogen worden ist; das kostet Sie mindestens 25 Gulden, Verehrtester."

„Ich bin Beamter der Amsterdamer Geheimpolizei!" schrie Nathan Marius Duporc. „Ein Beamter im Dienst! Machen Sie, daß Sie rauskommen!"

Und mit der Hand, die schon viele Missetäter am Kragen gepackt hatte, beförderte er den Zugführer ziemlich unsanft hinaus und zog die Tür zu.

Das würde zweifellos einen handgreiflicheren Gedankenaustausch zur Folge gehabt haben, wenn nicht die Witwe Menzel Polack, die durch den heftigen Wortwechsel endlich vollständig wach geworden war, einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen hätte.

Jetzt endlich begriff sie. Jetzt erkannte, jetzt wußte sie alles.

Während die beiden Beamten sich herumzankten, hatte sie einen Blick in die offene Tasche geworfen, die noch immer im Gepäcknetz lag, hatte ihre leeren Finger und Ohren betastet und darauf einen so herzzerreißenden Schrei ausgestoßen, daß der Zugführer, der gerade Gewalt gegen Duporc anwenden wollte, ganz erschrocken stehen blieb.

„Allmächtiger Himmel!" schrie sie, und nun, da sie wieder ganz bei Bewußtsein war, machte sie ihrerseits ganz instinktiv eine Bewegung nach der Notbremse — man konnte ihr gerade noch rechtzeitig in den Arm fallen! „Allmächtiger! Ich bin bestohlen! Meine Brillanten, meine Pretiosen, mein Portemonnaie! Wo ist der Sekretär von der französischen Gesandtschaft! Mein Gott, mein Gott, daß auch gerade mir so etwas passieren muß!"

Sie schluchzte in wilder Verzweiflung auf, schüttete den Inhalt ihres Täschchens auf die Polster und sah, daß ihr alles, aber auch alles fehlte, ja sogar die Schlüssel zur Tür ihrer in der Sarphatistraße gelegenen Wohnung.

„Nun?" sagte der Polizeibeamte mit triumphierender Miene

„Na, na", meinte der Zugführer, der jetzt seinerseits ein wenig unsicher geworden war.

„Bewahren Sie Ihre Ruhe, gnädige Frau," sagte Duporc beschwichtigend; „ich habe mich Ihnen bereits vorgestellt: Marius Duporc von der Amsterdamer Geheimpolizei. Sie dürfen noch von Glück sagen, daß ich so genau weiß, wer der Täter ist. Der Kerl soll mir nicht entwischen! Sie sind mit einem berüchtigten Mitglied einer internationalen Diebesbande zusammen gereist. Ich wollte gerade eingreifen, aber ich konnte — zufällig, oder weil sie absichtlich verschlossen war — die Tür nicht aufkriegen ..."

„Was hilft mir das alles?" antwortete die überreizte Dame weinend, „ich habe alles, buchstäblich alles eingebüßt! Ich habe nicht einmal Reisegeld, habe keine Fahrkarte mehr! Und der tadellose junge Mann, dieser Herr von der französischen Gesandtschaft, hat damit gar nichts zu schaffen ..."

„O doch, gnädige Frau!" fiel Duporc ihr ins Wort.

Da verlor die Witwe Menzel Polack einen Augenblick ihre ganze Wohlerzogenheit und ihre guten Manieren: „Ach, reden Sie doch nicht, Herr Kommissar!" sagte sie durch ihre Tränen hindurch, „reden Sie sich doch nicht den Mund fusselig! Hier haben Sie seine Visitenkarte! Sonst hätte ich mich ihm doch nicht angeschlossen! Und er war auch nicht mit auf der Toilette!"

Nathan Marius warf einen flüchtigen Blick auf die Visitenkarte. Daran war nun weiter nichts Besonderes: eine Krone, ein lithographierter Name: Charles Antoine Lenormand — darunter Secrétaire de la Légation Française, Bruxelles — ein fettiger Fingerabdruck. Aber während er eben noch die Karte mit einem grimmigen Lächeln betrachtete und einen Augenblick an das Wohnschiff am Kai gegenüber vom Haus des Notars dachte, wurde er plötzlich bei dem letzten Wort der gänzlich aus den Fugen geratenen Dame äußerst erregt.

„Wenn er nicht auf der Toilette war, und wenn er Sie dort nicht beraubt hat, wer soll es dann gewesen sein? Ich selbst habe Sie doch noch mit all Ihren Ringen und Ihrem ganzen Schmuck hier vorbeigehen sehen!"

„Ein anderer . . ." sagte sie mit aller Bestimmtheit.

„Was für ein anderer?" fragte der Beamte eindringlich, während er dem Zugführer, der dem ganzen Gespräch wie ein Untersuchungsrichter zuhörte, einen nicht gerade freundlichen Blick zuwarf.

„Ich kann nicht genau sagen, wie er aussah . . . ich weiß keine Einzelheiten mehr . . ." sagte sie jetzt wieder mit klagender Stimme, „. . . mir war so entsetzlich übel . . ."

„Nachdem Sie den Kaffee in Rotterdam getrunken hatten?" meinte Duporc.

„Ach nein, schon vorher . . . wahrscheinlich von den Bonbons . . ."

„Gehörten die Ihnen, oder hatte der Franzose sie Ihnen gegeben?"

„Sie gehörten nicht mir und nicht ihm. Herr Lenormand hatte sie in meinem Beisein im Speisewagen gekauft . . . Plötzlich wurde mir schwach und schwindelig. . . . Herr Lenormand von der Botschaft, — ja, von der Botschaft, mein Herr — ich habe seine Papiere gesehen! — hat mir in Rotterdam noch eigenhändig eine Tasse schwarzen Kaffee geholt und hat mich dann, als auch das nicht half und mir immer elender wurde, als echter Kavalier bis zur Toilette geführt. Dann ist er fortgegangen . . . Und dann, als ich mich gerade über das Waschbecken neigte, kam plötzlich ein anderer Herr herein, ein kleiner, blasser mit einer brennenden Pfeife . . ."

„Mit einer Hornbrille und einem Japanergesicht?" fragte der Polizeibeamte rasch und interessiert — Jaapje Eekhorn, der, wie er glaubte, im Wohnschiff zurückgeblieben war, tauchte plötzlich in seiner Erinnerung auf.

„O nein", antwortete sie und war schon wieder halb betäubt, „aber wie soll ich denn das wissen? Sie richten auch so merkwürdige Fragen an eine Dame, der übel geworden ist. Können Sie vielleicht eine Personalbeschreibung von jemandem geben, wenn Sie in Ohnmacht gefallen sind? Nur das weiß ich bestimmt, und darauf kann ich schwören, daß es der nette Franzose nicht war."

„Aber Ihr netter Franzose ist doch nicht mehr im Zuge!" bemerkte der Beamte ein wenig ironisch.

„Ach, was reden Sie da!" sagte die verwitwete Frau Menzel Polack jetzt wieder weniger höflich, „er kann doch nicht aus dem Fenster gesprungen sein!"

„Es scheint doch so", meinte der Kommissar beharrlich. Keinen Augenblick vergaß er das Bild, wie der Körper über die Maasbrücke hinabgestürzt war. Andererseits aber wunderte er sich etwas darüber, daß die reiche Frau nach dem ersten Schreck und dem ersten Schrei die materielle Seite der Sache nicht mehr allzu tragisch zu nehmen schien.

„Dürfte ich Sie dann vielleicht bitten, gnädige Frau," drang er nun in sie, „wenn Sie sich dazu wohl genug fühlen, mit mir durch den Zug zu gehen, um festzustellen, ob Sie den anderen, der Sie beraubt hat, während Sie ohnmächtig geworden waren, vielleicht doch zufällig wiedererkennen".

„Ich denke gar nicht daran!" antwortete sie schroff. „Ich fühle mich noch immer krank, und ich bin schon mehr, als mir lieb ist, zum Gesprächsstoff geworden — aber wenn Sie wirklich von der Polizei sind, dann schreiben Sie doch, bitte, auf, was mir gestohlen worden ist."

„Hier haben Sie Papier und Bleistift," sagte er abwehrend, „tun Sie das, bitte, selber und schreiben Sie Ihre Amsterdamer und Ihre Brüsseler Adresse gleich mit dazu. Inzwischen will ich nochmals mit dem Zugführer Umschau halten. Sind Sie versichert?"

„Was geht das Sie an?" antwortete sie gelangweilt.

„Dann ist sie es sicher," dachte der Polizeibeamte bei sich, „sonst würde sie es sagen!"

„Ich war wohl vorhin ein bißchen grob zu Ihnen", meinte er dann entschuldigend zu dem Zugführer. „Sie dürfen mir das nicht weiter übelnehmen. Sie hielten mich anscheinend für nicht ganz richtig. Aus dieser Damentoilette ist sie vorhin herausgekommen, nicht wahr?"

„Das steht fest."

„Schön. Jetzt wollen wir doch gleich noch einmal durch den ganzen Zug gehen und uns davon überzeugen, ob sich auf den andern Toiletten etwa jemand versteckt hält."

Mit seiner Taschenlaterne beleuchtete er sorgfältig die Waschschüssel, an die sich die bestohlene Frau festgeklammert hatte.

Da stand eine leere Flasche, die ganz eigentümlich roch, und in einem Winkel lagen ein paar doppeltgefaltete, merkwürdig geformte Zeitungsausschnitte am Boden.

Auf der kleinen Flasche klebte das Etikett eines Drogisten aus der Van-Wou-Straße in Amsterdam — die feuchten Zeitungsstreifen stammten aus dem „Kirchlichen Familienblatt".

„Hier spüre ich einen starken, betäubenden Geruch," sagte der Kommissar; „die Sache ist komplizierter, als ich dachte."

Das war sie wirklich.

Eine Überraschung jagte die andere.

Während sie noch damit beschäftigt waren, die Spuren in der Damentoilette zu verfolgen, wurden sie durch den leichenblassen Schaffner gestört.

„Herr Zugführer," sagte er mit leiser Stimme, „Herr Duporc hat sich nicht geirrt. In dem dritten Abteil des Schlafwagens fehlen zwei Herren. Auf dem Bett ist ein riesiger Blutfleck. Das eine Jackett mit der Brieftasche, Weste, Hut, Gepäck — alles ist noch da — aber von den beiden Reisenden keine Spur! Koffer mit enormen Werten sind verschwunden . . . und auch dort ist die Notleine gezogen worden . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Das Märchen von den roten Rosen.

Von Georg Schimeck.

Ob es mir gelingen wird, die rechten Worte für das zu finden, was ich aus meiner Seele niederschreiben will, weiß ich nicht. Müde bin ich, denn es ging ein heißer Tag zur Neige, der an Arbeit reich war. Die Linden stehen schwer unter ihrem Duft, die Felder fangen an sich zu golden, und die Rosen verströmen mit diesen letzten Junitagen den ganzen königlichen Reichtum ihrer Schönheit und ihres Atems.

Rosenmonat dieses Jahres, du stirbst dahin und in diesen Abschiedsstunden denke ich daran, daß ich einstmals auch an deinem letzten Tage mit jubelndem Herzen durch die Sonne ging, in den Armen die köstliche, purpurne Pracht vom Regen erfrischter Rosen — eine Fülle von Liebe bedeutend. Zu einem Abschied, der nur kurz gewähnt war, brachte ich sie, und wir wußten beide nicht, daß es ein Abschied fürs Leben war.

Verwelkt sind die königlichen Blüten, aber ihr Duft und ihr heißes Rot brennen noch heute in meiner Seele — und in der deinen? Wenn du sie damals mit Liebe umfingst, wie ich sie gab, so blühen sie noch zur selbigen Stunde in deinem Herzen — ich habe seit jenem Tage keinem Menschen Rosen geschenkt und werde es in meinem Leben nie wieder tun können, es sei denn dem letzten, dem ich sie gab!

Wohl liebkosen die Hände den Purpursamt ihrer Kelche, wohl trinken meine Sinne mit Inbrunst den köstlichen Atem, mit dem sie leben, ich halte die Schale aus köstlichem Kristall, aus der ihre Pracht flammt, aber ich schließe die Augen — die Erinnerung überkommt mich weh an das Märchen von den roten Rosen . . . .

Du reiche Sommernacht umhüllst die Welt mit einer tiefblauen Decke. Schau, sie hat winzige Löchlein, durch die die himmlische Seligkeit zu uns herabblitzt und funkelt. Die Erdenmenschen nennen es Sterne. Und diese tiefblaue, löcherige Decke schmiegt sich um wehe Herzen und an wunde sehnsüchtige Seelen wie die Vaterhand Gottes. Ruhe aus, meine Seele, höre:

. . . . vor vielen, vielen hundert Jahren gab es auf der Welt nur weiße Rosen. Sie blühten in keuscher Weiße in Gärten und an Hecken, ihre Kelche schimmerten alabastern in kühler Schöne über dem Dunkelgrün ihrer Zweige, aber sie hatten keine Seele, denn sie dufteten nicht.

Nun lebte zu dieser Zeit ein tapferer, edler Ritter, der ein junges, blondes Weib sein eigen nannte. In seiner Frau hatte sich der Sonnenschein verfangen, und ihre Augen hatten die Farbe eines klaren Bergsees, der in hellem Mondlicht leuchtend ruht. Ihr Mund kannte viel fröhliches Lachen, und sie war ihrem Manne von Herzen gut. Sie liebte die Blumen über alles, und diese lohnten die Mühe der zarten Hände mit verschwenderischem Blühen — die weißen Rosen der blonden Ritterfrau waren die schönsten im Lande.

Da geschah es, als die Novemberstürme die Natur schlummern ließen, daß ein großer Kaufherr, der nach Welschland zog, um Einstand für kurze Zeit in des Ritters Burg bat. Der Sturm hatte das Dach seines Wagens zerrissen und die Pferde fanden in dem tiefen Schnee den Weg nicht mehr.

Mit Freude bot der ritterliche Herr dem vornehmen Gaste Haus und Herd zum Verweilen an — aber er sah nicht das Zittern seines Weibes und das Farbenspiel auf den Wangen des Kaufherrn, als der Willkommentrunk gereicht wurde.

Mit tiefstem Schrecken erkannte der Gast in des Hausherrn blonder Ehefrau die Liebe seiner Jugend. Sie war ihm entrissen worden durch ein wirres Spiel des Schicksals — nun stand sie vor ihm, erblüht und lieblicher denn je; zehn Jahre voll wilden Kriegsgetümmels, voller Entbehrungen und Erfolge für ihn lag hinter ihnen, aber das erste Wiedersehen ließ aus ihren Augen das Jauchzen ihrer Seele leuchten.

Aus güldenem Becher trank sein Mund des Hauses erste Gabe, indeß seine Augen aus den ihren ihre ganze Seele tranken. Sie seufzte und zitterte, als es geschah, aber der Schmerz war ihr wie ein jubelndes Glück.

Es kam, was sofort geschehen ist, wenn des Mannes Diensteifer die Frau einsam werden ließ. Die Gestalt des wiedergefundenen Freundes verdrängte immer mehr des Gatten Bild, und sie ergab sich ganz dem Zauber seines Wesens.

Groß und tiefblau leuchteten ihm die Augen aus dem gebräunten feinen Gesicht, ein dunkles Bärtchen schmückte seinen Mund, den ihre Sehnsucht noch im Traume suchte, und die Spur eines kleinen Grübchens auf der rechten Wange milderte das im Kampf des Lebens hart gewordene Kinn. Und seine Stimme war wie ein tiefer Glockenton, dem man noch im Verklingen nachsinnt. Männlicher, reifer war er geworden seit ihrer Jugendzeit, seine Haltung stolzer, selbstbewußter.

Und seine feine, empfindende Seele suchte und verstand die ihre, ihre zartesten Regungen waren ihm bewußt, und er fühlte sich in ihr Denken.

So währte es Wochen, Monate vergingen. . . .

Der ritterliche Gatte hatte Lust am Waidmannswerk und Freude an Turnieren, Spielen und festlichen Gelagen, er liebte seine Frau, aber er verstand nicht ihre Seele und dankte dem Gaste die Kurzweil, die dieser ihr bot. Und sah nicht, wie der Gattin Augen größer wurden, wie ihr Gesicht sich schmälerte, wie ihr fröhliches Lachen erstarb. Und merkte nichts von des Gastes langem Verbleib.

Es wurde Frühling, und es kam ein Drängen und Knospenschwellen in die Natur. Da lockte der Auerhahn, und die Jagdleidenschaft trieb den Ritter vom warmen Kaminfeuer hinweg tagelang von Hütte zu Hütte in den Schnee des Hochwaldes.

Im Tale flochten sich die blauen Bänder blühender Veilchen durch das Junggras der Wiesenhänge, silberne Wölkchen schwammen selig in Himmelsbläue, und lachend hüpften und kicherten die Bäche im Frühlingssonnenschein. Alles atmete Luft und Licht und Farben, aber die Seele der beiden, die im Frühling dahinwandelten, empfanden dieses grüngoldene Blühen fast als Schmerz.

„Du bist mein und du warst mein, ehe das Schicksal uns trennte, gib mir ganz das Recht auf dich und folge mir — ich will dich halten als meinen kostbarsten Besitz — ich kann dich nicht mehr lassen, denn meine Seele sänke in Nacht ohne dich!" Das waren seine Worte am Abend, ehe er weiterzog.

Schon zu lange war er verweilt — die leuchtenden Augen seiner Liebe hatten ihn Sitte und Geschäft vergessen lassen, nun drang er auf Entscheidung, da ein dringender Handel ihn abrief und da er selbst unsagbar litt.

Und die blonde Frau des Ritters faßte seine Hände, ein großes Leid machte ihre Stimme dunkel.

„Ich kann dir nicht folgen, Lieber, aber mein Herz und meine Seele nimmst du mit. Siehe, meine Liebe zu dir wird nun sein ein ewiges Leid, — aber ich kann den nicht verlassen, dem ich wie einem Bruder gut bin, der mir nichts Böses tat und zu dem meine Pflicht mich hält. Ich habe mir in tausend Schmerzen gesagt, daß wir unser Glück nicht auf dem Unglück eines anderen Menschen aufbauen dürfen."

Sie neigte den Kopf und küßte seine kraftvollen Hände mit unendlich leidvoller Zärtlichkeit. Der Abschiedsschmerz schüttelte ihre Seele, und ihre Tränen rannen über seine Hände in das frühlingsfeuchte Erdreich, das die Wurzeln eines alten Rosenbaumes schützte und nährte.

Und als der Kaufherr im Morgengrauen aus der gastlichen Burg in den sonnenumfluteten Frühling hineinzog, war sein weicher Mund hart geworden, und in seinen Augen schien alle Seele erstorben. Sein Blick wanderte nicht zurück, aber seine Hand ballte sich über seinem Herzen, über dem ein Bündlein Veilchen welkte, das mit goldenen Frauenhaaren zusammengebunden war.

Sie aber stand in ihrem Rosengarten und sah mit lichtlosen Augen den Freund ihrer Seele, den König ihrer Gedanken, dahinziehen. . . .

Am Abend dieses Tages kehrte der ritterliche Gatte mit großer Beute und grünem Bruch an der Kappe aus dem Hochwalde heim und er vergaß über der Freude des Sieges die Verwunderung über die schnelle Abreise des Gastes.

Die Tage reihten sich nun wieder gleichmäßig aneinander; der Frühling überschüttete sonnenlachend die Welt mit Fliederdüften, der Wald atmete kräftig-frisches Grün und die Süße der Maiblumen, und der Jubelsang der kleinen Vogelkehlen wollte kein Ende nehmen.

Nun wollten auch die Rosen erwachen! Aus ihren Zweigen grünte edles Laub — hin und wieder sproßte ein Dorn, um die kommende, weiße Blüte zu schützen.

Mit müden Schritten ging Frau Blondhaar von Strauch zu Strauch, band und schnitt mit weichen Händen ihre Lieblinge zurecht — und über einem jeden floß der Tau ihrer Augen — Blutstropfen, die ihr aus dem Herzen rannen.

Ihre Sehnsucht zerriß ihr Herz, ihr Leiden war unendlich. Und sie wollte keine Überwindung, auch aus der Güte ihres Mannes nicht. — Ihre Seele schrie nach Erlösung. In ihrem Denken war nichts als der ferne Freund, sie fühlte, wie auch er litt — ihr Lieben war königlich groß gewesen, nun empfand sie auch die Majestät des Leides, unter dem sie zerbrach. Sie wollte vergehen und nur das Aufblühen ihrer weißen Rosen erleben.

Sie wurde schwächer und stiller, ihre letzte Träne hatte ein junger Rosenstock getrunken — man trug sie in die Sonne hinaus unter der schönsten und ältesten Rosenbaum, unter dessen Schatten sie sein Erblühen erwartete.

Und zu einer Stunde, da des Freundes Denken in ihr ruhte, erwachte der alte Strauch.

Seine Knospen sprangen mit einem feinen, zitternden Seufzerlein auf — und rot und glühend wie Herzblut neigte sich die Knospe über das edle Grün der Blätter.

Und ringsumher an allen Bäumen erblühten herzblutrote, purpurne Rosen, köstlich und sammetweich, erglühend neigten sie ihre wundersamen Häupter und verströmten einen sinnbetäubenden Duft.

War ein Wunder geschehen?

Hatten die kühlweißen Kelche rotes Herzblut getrunken? War ihnen in ihrer glutfarbenen Schönheit eine Seele erwacht, die köstlich duftend veratmete?

Die blonde Frau, deren Körper wie ein verwehtes weißes Rosenblatt hinwelkte, lächelte scheu und schmerzlich.

Da war es kein Wunder, daß ihre Rosen rot und glühend und duftend geworden — sie hatten ein Wissen in sich, das beseligend war! All ihre herzblutrote Sehnsucht war wie Tränentau über ihre Rosenbäume in das gebärende, frühlingsfeuchte Erdreich geflossen, all ihr Leid hatte in Seufzen über sie hingeweht.

Nun waren ihr Leid und ihre Liebe — Duft und Farbe ihrer eigenen Seele — wundersam verklärt, zum Leben erstanden.

Was die junge Frau zu vergeben hatte, hatte sie ausgeströmt — sie neigte müde den Kopf und ihr Sterben war ein letztes, seliges Aufatmen. Man fand sie lächelnd und wie schlummernd — die einzige weiße Rose mitten unter glutfarbenen Schwestern — denn ihr Herz und ihre Seele waren in die anderen übergegangen.

Und von dieser Zeit an lebten die roten Rosen auf der Erde, blühten und atmeten und beglückten die Menschen. Die weiße Rose gab man den Abgeschiedenen, die rote, berauschend duftende, wurde die Blume der Liebe, der Sehnsucht, des Verlangens.

„Meine Liebe brennt wie diese Rose" denkt der Bursch und schenkt seinem schüchternen Mädel die rote Königin der Blumen. „Mein Herz schlägt wie das deine", fühlt das junge Ding und nestelt mit zitternden Fingern die Herzblutfarbe an ihrer Brust . . .

Das ist das Märchen von den roten Rosen, das mir in den Sinn kam, da der Tag sich jährte, an dem ich sie zum letzten mal verschenkt. Eine Fülle roter, blühender Lieben gaben dir meine frohen Hände — aber du hattest den Glauben an ihren Duft noch nicht gelernt.

Selig wirst du sein, wenn du so weit bist! — — — Lernet ihr Menschen, verstehen, was Blumen uns erzählen; lasset eure Gaben voller Seele sein, und sie werden leben. Schenket nicht gedankenlos die rote Rose hin — sie birgt in sich ein Leben voll leuchtender Sehnsucht und sie stirbt hin an ihrem liebeglühenden Duft!

Die Nordhausen-Wernigeroder Harzquerbahn.

Zu dem Eisenbahnunglück in der Hohnegegend.

Nur wenige Eisenbahnstrecken gibt es in Deutschland, die dem Reisenden so viel Überraschungen bieten, so reizvolle Bilder vor seinen Augen erscheinen lassen, wie die Harzquerbahn von Nordhausen nach Wernigerode. Sie beginnt in der größten Stadt am Harz, Nordhausen, das erst vor kurzem sein 1000jähriges Jubiläum feiern konnte. Hier ist noch nicht viel von den Bergen zu sehen; die Stadt ist recht hügelig, aber nur von den höchsten Punkten aus und nur bei klarem Wetter kann man den Brocken erkennen.

Zwei Eisenbahnlinien sind es, die sich am Bahnhofsplatz in Nordhausen treffen. Der Hauptbahnhof, von dem D- und Schnellzüge den Anschluß an das große Eisenbahnnetz herstellen und der sogenannte Harzer Bahnhof, von wo aus man die Fahrt in den Harz antritt. Schon seit dem Jahre 1899 existiert diese Bahn, die von der Vereinigten Eisenbahnbau- und Betriebs-Gesellschaft am 1. April jenes Jahres dem Verkehr übergeben wurde. Zwei Jahre hat es gedauert,

bis die Bahn fertig war; aber die Bauvorbereitungen dauerten viel länger. In den Neunziger Jahren hatte sich ein Komitee gebildet, dem vor allem der Fürst von Stolberg-Wernigerode angehörte, um den Bau einer Bahn quer durch den Harz in die Wege zu leiten.

Der Harz ist wohl das reizvollste Mittelgebirge Deutschlands. An Mächtigkeit kann es zwar mit dem Riesengebirge nicht konkurrieren, aber an Schönheit der Eindrücke ist es ihm weit überlegen. Kenner des Harzes werden immer erklären, daß der schönste Teil gerade die Umgebung der Orte ist, wo sich die Zugkatastrophe abgespielt hat: Steinerne-Renne und Drei-Annenhohne. Diese Orte liegen kurz vor Wernigerode, dem Endpunkt der Harzquerbahn. Die Fahrt geht zuerst entlang der Zorge, einem kleinen Harzflüßchen, dann an dem reizend gelegenen Ihlfeld vorbei, um allmählich ins Bodetal überzugehen. Von bekannten Luftkurorten werden vor allem Elend und Schierke berührt. Die Bahn selbst geht nicht bis zum Brocken hinauf, aber von Schierke aus steigt sie stark etwa bis zur Steinernen-Renne an. Nachdem man durch einen Bergtunnel gekommen ist, erschließt sich vor den Augen der Reisenden ein prächtiger Ausblick. Weit kann man in das Gebirge hineinsehen, in das ganz schmal die Schienen der Eisenbahn eingeschnitten sind. Man meint, daß diese fast nur am Berge kleben. Aber wiewohl mancher auf der Fahrt mit dem Gedanken spielte, daß hier ein schweres Unglück geschehen könne, hat doch niemand damit jemals ernsthaft gerechnet. Hat sich doch die Harzquerbahn in den langen Jahren ihres Bestehens stets bewährt und hat sowohl den starken Fremdenstrom zur Zeit des Höhepunktes der Saison bewältigen können, wie auch niemals zu irgendwelchen Beanstandungen Anlaß gegeben.

Unvorstellbar ist es allen Freunden dieser Gegend, die dazu geschaffen scheint, Glück und Freude zu verbreiten, daß sie plötzlich von dem Krachen berstender Wagenteile, von dem Knirschen und Kreischen der in den Sand sich einwühlenden Eisenbahnräder, von dem Geschrei und Hilferufen der Verletzten und Verunglückten erfüllt sein soll. Kann man sich in dieser idyllischen Gegend solch grausiges Geschehen denken? Ist es die Rache der Berge, die sich die Menschen immer mehr unterwerfen? Und doch ist es geschehen.

Eine der ersten Bergbahnen, die es in Deutschland überhaupt gab, ist die bekannte Seitenlinie der Harzquerbahn, die von Schierke ausgehend direkt auf den Brocken führt und eine Länge von 18,9 Kilmetern und eine Fahrtdauer von einer Stunde hat, und so den Reisenden — wenigstens den Allzufaulen, die eine große Leistung vollbracht zu haben glauben, wenn sie ein Stückchen auf den Bergwegen spazieren gehen — der Mühe überheben, bis zum Gipfel des Berges emporzusteigen.

Der Verkehr auf dieser Strecke ist bei normaler Saison sehr groß, weil die meisten, die den Harz mit seinen zahlreichen Luftkurorten aufsuchen, die Gelegenheit benutzen, eine Brockenfahrt zu machen. Manchmal ist es unmöglich, in den überfüllten Zügen, die besonders viele Wagen vierter Klasse führen, mitzukommen. Aber es hat auch Zeiten gegeben, da die Nordhausen-Wernigeroder Harzquerbahn, eine der wenigen Eisenbahnlinien, die nicht im Staatsbetrieb stehen, mit schwersten Sorgen zu kämpfen hatte und mit einer Einstellung des Verkehrs rechnete. Das war 1923 und 1924, als die Inflation wütete und Reisen nicht einmal in die nächste Umgebung gemacht wurden. Das ist nun alles wieder vorbei. Gerade an dem Tag, an dem das Unglück passierte, war der Andrang außerordentlich groß. Die Insassen des Unglückszuges hatten noch insofern Glück, als die Brockenbahn den Anschluß an die Harzquerbahn versäumte; denn dann wäre das Unglück wegen des verstärkten Druckes noch viel größer geworden, und es ist nicht abzusehen, wieviele Tote und Verletzte es dann gegeben hätte.

Unter diesen Umständen wird man es verstehen können, daß die Harzquerbahn mindestens eine Woche, wenn nicht länger, ihren Betrieb einstellen muß. Die gesamte Strecke wird einer genauen Revision unterzogen werden, um zu untersuchen, ob das Unglück wirklich nur auf das Naturereignis zurückzuführen und nicht zu verhindern war oder ob die Gleis- und Bahnanlagen sich in einem schadhaften Zustand befanden. Nach den ganzen Tatumständen wird man das Unglück auf das Zusammentreffen mehrerer Zufälle zurückzuführen haben, die durch ihr unglückseliges gemeinsames Eintreten zu so tragischen Folgen geführt haben.

F. K.

Bunte Chronik

*** Die Mediziner sind die Schönsten.** Die First National hat jetzt wohl die seltsamste Filmeignungsprüfung in Amerika veranstaltet, die jemals auf der Welt unternommen wurde: Studenten sollten für den Film gewonnen werden. Zwei Regisseure, ein Operateur und mehrere andere Fachleute machten sich auf den Weg durch sämtliche Universitätsstädte des Landes. In Chicago stellten sich 182 zur Verfügung, in Pittsburg 200, im Staate Ohio 196, in Mitchigan 287, in Syracruze 350 und in Havard sogar 400. Von diesen Universitäten wurden die 10 Geeignetsten für zwei Monate, auf Kosten der First National natürlich, nach Kalifornien eingeladen, um dort auf ihre Filmeignung geprüft zu werden. Die wirklich talentierten unter ihnen wurden langjährig von der First National engagiert. Interessant ist übrigens, daß über 35 Prozent der ausgewählten Studenten der medizinischen Fakultät angehören.

*

*** 200 Verbrecher gesucht.** Dieses Inserat ging nicht etwa vom Polizeipräsidenten aus. Dann hätte es ja fraglos seine Berechtigung gehabt, nur daß dann die Zahl sicher etwas zu niedrig gegriffen wäre. Diesmal inserierte die Metro-Goldwyn-Mayer für einen ihrer Filme. Als einzige Bedingung war angegeben, daß die Verbrecher echt aussehen müßten. Über 500 Bewerber traten auf und alle waren empört, als man ihnen erklärt, sie sähen nicht wie Verbrecher aus. Niemand nahm es als Schmeichelei. Bevor man an die Aufnahmen gehen konnte, mußten umfassende Sicherheitsmaßnahmen getroffen werden. John Robertson, der Regisseur des Films, mußte nämlich, bevor er seine erste Szene zu drehen im Stande war, mit dem Verlust seiner Brieftasche die Erfahrung machen, daß man nicht ungestraft Verbrecher verlangen kann, die echt aussehen.

*

*** Neues Prüfungsverfahren für Diamanten.** Ein Chemiker aus Lyon namens Massavel hat ein Verfahren entdeckt, durch das man echte Diamanten von falschen unterscheiden kann. Die Steine sollten mittels ultravioletter Strahlen photographiert werden; je besser nun der Diamant ist, desto klarer wird sein Bild auf der Platte, während ein falscher Stein als schwarzer Fleck erscheint. Das Verfahren erlaubt nicht nur, echte Diamanten als solche mit jeden Zweifel ausschließender Sicherheit zu erkennen, sondern auch die Herkunft jeden Steines aus seinem Lichtbild festzustellen, und zwar auf Grund der Schattierungen, die das Negativ aufweist. Man hat schon früher versucht, mittels der Röntgenphotographie das gleiche Ziel zu erreichen, jedoch ohne damit irgendwelchen Erfolg zu haben.

*

*** Aberglaube.** In England ist man erheblich abergläubischer als in Deutschland. Kein Mensch heiratet drüben an einem Freitag, nur ganz wenige an einem 13., und das Standesamt hat im Monat Mai am wenigsten zu tun, denn der Engländer hält gerade diesen Monat für unglückbringend. Als daher im Jahre 1921 und auch wieder in diesem Jahre der 13. Mai auf einen Freitag fiel, hätten die Geschäftsleute am liebsten die Läden geschlossen, denn es kauften fast nur die Ausländer und die wenigen Engländer, die sich vom Aberglauben losgemacht haben. Interessant dürfte auch sein, daß kein Engländer an einem Freitag einen Gegenstand von grüner Farbe kauft, denn „auf grün folgt schwarz“ sagt man. Das nächste Jahr, in dem der 13. Mai auf einen Freitag fällt, ist übrigens 1938, die Engländer haben also noch ein wenig Zeit.

Lustige Rundschau

*** Urteil.** Heinz Michel hat in seinem siebenten Jahre ein Brüderchen bekommen. Er wird an die Wiege des Neugeborenen geführt. „Gott, so ein kleiner Vorbs“, meint er verächtlich. Da fällt ihm aber ein, er könne damit vielleicht seine Eltern gekränkt haben, und er fügt schnell hinzu: „Das heißt, für sein Alter ist er geradezu stattlich.“

*

*** Der Bettvorleger.** Emma wedelt den Bettvorleger am Fenster aus. Und hastdunichtgesehen, rutscht er ihr aus den Fingern und saust in die Tiefe. Vier Stock hoch. Auf den Hof. Emma macht sofort nach. Die Treppen hinunter. „Haben Sie nicht meinen Vorleger gesehen?“ fragt sie eine auf dem Hofe beschäftigte Waschfrau. — „Nee.“ — „Er ist mir aus dem Fenster gefallen.“ — „Wann war denn das?“ — „Soeben gleich. Vielleicht vor drei Minuten.“ — „Nu, da kann er ja immer noch kommen“, wäscht die Waschfrau ruhig weiter.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg